

Aus meiner Jugendzeit : Erinnerungen

Autor(en): **Münzner, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rheinfelder Neujaersblätter**

Band (Jahr): **47 (1991)**

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-894538>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Aus meiner Jugendzeit

Erinnerungen von Fritz Münzner ¹⁾

Das Sommersemester 1928 in Lausanne ging zu Ende, und ich hatte die Zeit nicht eben fleissig zum Studieren benutzt. Das sonnige Berg- und Rebland über dem weiten lichtreichen See lockte zu Streifereien im Land umher. Wenn ich über die steinigen Pfade zwischen den brusthohen Mauern am Rebhang stieg, jubelte mein Herz vor all der Herrlichkeit. Hier brachte die Sonne die köstlichen Trauben zum Reifen, hier klebten schmucke, enggebaute Winzerdörfer am steilen Hang, hier trank das Auge Licht und Glanz des unvergleichlich schönen Sees, und die Blicke schweiften hinüber zu den Bergen, die am obern Teil des Sees sich jäh vom Ufer erheben bis zu den leuchtenden Firnen. Dem Nordufer entlang führte schon in ältesten Zeiten ein Handelsweg in die Berge hinein und über diese hinüber auf gefährlichen einsamen Pässen nach Süden. Vor mir lag ein Land, an dem die Schöpfung ihre ganze Güte verschwendet hatte, wo die Menschen beim Einheimsen der Traubenernte noch Lieder sangen und wo eine wohlklingende Sprache von ihren Zungen floss.

Während ich, auf einem der letzten Gänge, hier auf diesen Wegen durch die Rebberge flanierte und die Herrlichkeit vor mir ausgebreitet sah, regten sich ernstere Gedanken in meinem Kopf. Lange Ferienzeit stand bevor, aber ich durfte nicht müssig gehen. Meine Eltern lebten weit fort in der Fremde, ein Zuhause gab es hier nicht. Für den Spätsommer war ich für die Rekrutenschule aufgeboten. In der langen Zwischenzeit wollte ich arbeiten, verdienen und frei sein von des Vaters Hilfe. In jener Zeit war es zwar für einen ganz unfertigen Studenten nicht leicht, auf eigener Hände Verdienst zu bauen. Irgendeine entlohnte Arbeit musste doch zu finden sein.

An einem Montag, in aller Frühe, schleppte ich meinen alten Handkoffer von brauner Leinwand aus der lebhaften Stadt aufs stille Land hinaus, zu meinem ersten Meister, der ein Gärtnermeister war und dem ich eben recht zu kommen schien. Der Meister hatte Gartenarbeit für mich und bot mir Essen und Kammer an und zwei Franken Lohn für jeden Tag. Vor einigen Tagen hatte er mich nach kurzer Musterung zum Gärtnerberuf für tauglich erklärt und mir den üblichen Anfängerlohn eines Knechtleins der Scholle zugesprochen. Den Vorteil meiner Anstellung erwog ich: auf eigenen Füßen stehen, den Rest der elterlichen Batzen sparen und die Batzen mehren. Und in zwei

Monaten sollte ich Soldat im Gebirgsdienst werden. Die Landarbeit konnte nur von Nutzen sein, um meinen Körper zu stählen. Ein Training bester Art.

Monsieur Grandchamp hiess mein Meister, als ob er den Namen von seinen grossen Feldern übernommen hätte. Er war Gemüsegärtner, Blumen pflegte er nicht. In seinen ausgedehnten Gemüsefeldern wies er mir die Arbeit zu. Monsieur Grandchamp liebte den Sommer nicht, obschon er der sommerlichen Fruchtbarkeit seiner Felder Arbeit und Verdienst verdankte. Nein, er liebte den Sommer nicht, der Hitze wegen, die ihm zu schaffen gab. Er war ein fester, schwerer Mann mit fast blutrotem Gesicht und wischte oft den Schweiss von Stirn und Wange. Mein Meister arbeitete hart und sprach wenig, und wenn er sprach, so klangen seine Worte freundlich, doch bestimmt. Ein Mensch der Arbeit lebte in Monsieur Grandchamp, strenger, zäher Arbeit, und wenn ihm die Hitze fast unerträglich wurde, suchte er sich Erleichterung, indem er seufzte: "Je n'aime pas l'été, il fait trop chaud."

Meine Kammer im ersten Stockwerk des Nebengebäudes, durch ein Gässchen von wenigen Metern Breite vom Meistergebäude getrennt, war sauber, aber recht leer und entbehrte der Behaglichkeit. Ein eisernes Bett, ein Stuhl und ein einfacher Kasten machten die ganze Ausstaffierung des Zimmers aus, und ich sollte bald erfahren, dass jedes weitere Zubehör ganz und gar überflüssig war. Im übrigen genossen die zwei Knaben des Meisters im Alter von zehn und zwölf Jahren das Durchzugsrecht in meinem Raum, denn hinter meiner Kammer lag die der beiden Meistersöhne. Im Morgengrauen hörte ich hier, während ich in meine Arbeitskleider schlüpfte, jeden Tag die gleiche Szene, wenn der jüngere der beiden Knaben an sein Fenster trat und ins Meisterhaus hinüberrief: "Maman, qu'est-ce que nous avons, le vent ou la bise?" Mutters Stimme liess nicht lange auf sich warten und meldete: "C'est le vent, mon chéri, c'est la bise", je nach Witterung oder wetterprophetischem Spürsinn. Dann verschwand der Knabe wieder vom Fenster, befriedigt vom Bericht. Mit diesem Wetterbericht von Haus zu Haus setzte des langen Tages Arbeit ein, und mir kam die jeden Morgen sich wiederholende Szene bald kindlich und lustig, bald dumm und närrisch vor.

Gerade unter diesen Schlafkammern, zu ebener Erde, waren die Waschräume für das Gemüse eingerichtet. An Markttagen herrschte hier im frühesten Morgengrauen lautes, emsiges Treiben. Das Gemüse wurde im rauschenden Wasser gewaschen, grosse flache Körbe wurden gefüllt, gerutscht, geschleppt und zum Transport auf das Auto geschwungen. Der Markt in der grossen nahen Stadt brauchte Gemüse jeder Art, und in diesen Waschräumen wurde es am Vorabend geputzt, geschnitten, gewaschen und zugerüstet und, sorgsam erlesen, in den weiten flachen Körben für den Markt verlockend zur Schau gestellt. Ich sehe sie heute noch, diese flachen Körbe voll frischen Gemüses, prangend in den schönsten Farben der Natur, ich sehe den frisch-

grünen Salat, die gelben roten Rüben, das violette Kraut, die braunen Kartoffeln, die weissen Rettiche und karminroten Radieschen, den ganzen Segen der Gärten und Felder, sauber und geordnet in den weiten Körben liegend, eine Augenweide für das farbenfreudige Gemüt.

Von den Feldern des Herrn Grandchamp kam dieses prächtige Gemüse, und geerntet wurde es von Monsieur Grandchamp und seinem halben Dutzend helfender Knechte und Mägde, während die Meisterin die Arbeit im Innern des Hauses besorgte. Wenn sich die hochsommerliche Sonne über dem Horizont erhob, regten sich schon alle Hände im Haus, im Hof, im Garten und auf den Feldern. Morgenstund hat Gold im Mund. Es war ein Sommer voll strahlender Sonnentage, und die *arrosirs*, die Berieselungsmaschinen, stäubten im Garten fast Tag und Nacht ihr feines Nass über die Beete. Selten störte der Regen, der himmlische Regen, die Arbeit auf den Feldern. Ich liebte die Arbeit in der Frühe des Morgens, oft allein auf weiter Flur, auf einer Höhe im offenen Felde, wo dem Blick in die Weite nichts im Wege stand, und ich schaute hinaus über die taufrischen, fruchtbaren Felder meines Meisters, über eine Reihe stolzer Pappeln hinweg zum glitzernden See, zu den Gipfeln der Berge jenseits des Sees, und meine Gedanken trugen mich weiter in die ferne Welt. "Du schöne Welt, du grosses stilles Leuchten", empfand ich mit den Worten zweier Dichter. Und ich dachte an einen Taugenichts, von dem ich einmal in der Schulbank gelesen und der auch kurze Zeit Gärtner war, in seinem Garten die Kartoffeln ausriss und Blumen pflanzte und dann hinauszog in die schöne Welt, singend vor Lust und begleitet vom Gesang der Vögel.

Und dann, immer häufiger, zogen düstere Wolken herauf, dunkle Schatten werfend, aber nicht Wolken am Himmel, die der Wind vorübertreibt, nicht Schatten, die wie im Spiel über die Erde huschen. Es waren Wolken und Schatten über meinem Gemüt, und sie überfielen mich, wenn die Sonne des Nachmittags erbarmungslos brannte, wenn von ungewohnter Arbeit Leib und Glieder schmerzten und die Finger erlahmten in eintöniger Jätarbeit, und die Arbeit dauerte bis zur Dunkelheit des Abends, und so alle Tage immer wieder. Müde schleppte ich mich nach Hause in der Dämmerung, schleppte mich in die Küche an den Tisch und von hier hinüber in die Kammer, wo ich mich auf mein Lager fallen liess, um im hochsommerlichen Morgenrauen des nächsten Tages zur gleichen schweren Arbeit anzutreten. Ich las keine Zeitung, keine Bücher mehr, mein Frondienst wusste nichts von des Menschen Kopf und Herz, wusste nichts davon, dass der Mensch nicht lebt von Brot allein, wusste nichts vom reinen Segen, den die Arbeit bringt. Hätte ich nicht jeden Morgen die Herrlichkeit des weiten Landes im Licht der Sonne und des glitzernden Sees neu erlebt, hätte nicht die Freiheit mir jeden Morgen näher zugewinkt, ich hätte verlernt, in der Arbeit ein Mensch zu sein, ein Mensch,

der nicht lebt von Brot allein, ein Mensch, der in der Arbeit Segen, reinen Segen sucht.

Während Kopf und Herz und Seele hungerten und krankten, ertrug der Leib die Arbeit besser von Tag zu Tag. Ich ass mit gesegnetem, gewaltigem Appetit, zum Entsetzen der haushälterischen Meistersfrau. Ich erinnere mich nicht an Suppe, nicht an Teigwaren, nicht an Fleisch, aber ein einziges Gericht werde ich nie vergessen, ein Gemüsegericht, das Speise war für Leib und Seele zugleich. Ich sehe es heute noch vor mir stehen, in brauner Schüssel mitten auf dem Tisch, den Reichtum des Gartens in allen Farben: Rüben, Lauch, Bohnen, Kohlraben, Tomaten, Erbsen, Kraut und Kräutlein mancher Art. Und alles war so kunstvoll und würzig zusammengemischt, eine Götterspeise, die es auf Erden sonst nirgends gibt. Mich scherten kritische Blicke und Worte der Meisterin nicht, die mir Hunger und Appetit missgönnte.

Und dann geschah etwas am Ende der dritten Woche meines Felddienstes, an einem Freitagabend. Ich hatte ganz allein ein ausgedehntes Endivienfeld vom Unkraut zu säubern und näherte mich schon seinem Ende. Wieder schmerzte der Rücken und wieder waren die Finger lahm geworden, so dass sie kaum die Kräutlein zu fassen vermochten. Ich erhob mich, um die Arbeit des Tages zu überprüfen, und ich freute mich an dem peinlich gesäuberten Feld. Und weiter jätete ich, um mit dem Rest des Feldes fertig zu werden. Indem ich jätete, hörte ich Schritte näher kommen. Es war mein Meister, zwischen den Endivienreihen auf mich zustappend. Vor mir blieb er stehen, schwieg einen Augenblick, dann brachte er die Mitteilung heraus: "Monsieur, vous ne travaillez pas assez, je ne peux plus vous garder!" Indem er noch beifügte, ich könne Samstag mittag meinen Dienst verlassen, wandte er sich wieder dem Hause zu.

Als ich wieder allein war, schluckte ich meine Kündigung hinunter. "Vous ne travaillez pas assez", klang es in meinen Ohren nach, "pas assez"! Zum Jätknecht schien ich also nicht zu taugen. "Oder hätte ich das grosse Feld weniger peinlich säubern sollen", fragte ich mich selbst. Teils freute mich die Kündigung, da sie mir die Freiheit schenkte, teils ärgerte sie mich, da sie meine Pläne durchkreuzte, wünschte ich doch, meine Batzen zu sparen für eine vieltägige Wanderung, jenseits der Alpen im Bereich der tessinisch-italienischen Seen. Nachdem ich meine Gedanken eine Zeitlang hatte schwirren lassen, erwog ich, für drei weitere Wochen andere Arbeit zu suchen oder den Meister zu bitten, mich zu behalten für geringeren Lohn. Der Entscheid kam von selbst. Nach dem Nachtessen liess mich der Meister zu sich rufen, denn aus den Wellen der Luft schien er meine Gedanken aufgefangen zu haben: "Monsieur, je vous garderai encore, mais seulement pour un franc par jour." "D'accord, Monsieur", erwiderte ich ohne langes Besinnen. Sein Angebot kam mir eben recht.



Fritz Münzner als Rekrut, 1928

So arbeitete ich denn weiter in den Gärten und Feldern des Herrn Grandchamp, von Sonnenaufgang bis Untergang, für einen Franken im Tag, bald in den Endivien und im Lattich, bald in den Rüben und Erdbeeren, ich reinigte wieder das Gemüse für den städtischen Markt und füllte malerisch die Körbe. Wiederum montierte ich im vertrockneten Garten hier und dort die Leitungsröhre zu langen *arrosoirs* über die Beete hinweg. Frühmorgens beim Aufstehen rief der Knabe immer noch: “Maman, qu’est-ce que nous avons, le vent ou la bise?” Immer noch brachte die Frau Meisterin das köstliche Gemüsegericht auf den Tisch, und jeden Samstag steckte ich den Lohn der Woche, sechs Frankenstücke, in den Sack, für die Arbeit, an die ich mich von Tag zu Tag mehr gewöhnte.

In den Feldern hob ich jetzt öfters denn je meinen Kopf, liess Blicke und Gedanken in die Weite schweifen über den hellen, grossen See nach den Bergen, und während ich jätete oder Gemüse erntete, reiften meine Reisepläne. Es lockte mich, durch den Simplon zu fahren, zum erstenmal an den Südrand der Alpen mit den vielen Seen und südlicher Pflanzenwelt, und dann tagelang zu wandern von Ort zu Ort, von See zu See, von Berg zu Berg, den Rucksack auf dem Rücken. Der Koffer sollte in Bellinzona zurückbleiben, samt Aufgebot für die Rekrutenschule auf den ersten Montag im September 1928.

Als die Augusttage merklich kürzer wurden und die Glut der hochsommerlichen Sonne zu schwinden begann, nahm ich Abschied von meinem Meister, der den Sommer nicht liebte, holte mein Köfferlein in der Kammer, hängte den Rucksack an den Rücken und zog zum letztenmal an den Feldern des Monsieur Grandchamp vorbei, schaute den Segen seiner Felder und dachte an den Unsegen der Arbeit, die keine Zeit übriglässt für Seele, Kopf und Herz. Dann war der Jätknecht verschwunden, und auf der Strasse wanderte Jugend, froh und ungebunden, frei für die weite Welt, die so offen vor ihr lag:

Warte, Welt, ich komme,
Ein Weilchen warte nur,
Schon wandr' ich in der Sonne
Durch heimatliche Flur.

Anmerkung

¹⁾Erste Fassung 1956 (Vortrag mit dem Titel "In den Feldern des Herrn Grandchamp"), die zweite, hier vorliegende Fassung mit dem ursprünglichen Titel "Jugend" nach dem Manuskript vom 31. 3. 1979, abgedruckt im Schweizer Rotkreuz-Kalender 1981